

Veieli

Autor(en): **Tanner-Aeschlimann, C.M.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **30 (1940)**

Heft 16

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-641972>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ich auf. Die Sonne leuchtet schon auf der Dent. Ich höre von unten herauf das Murmeln des Baches und ganz nahe höre ich den Klang des Sensendengelns.

Hier ist alles Friede und Licht.

Was soll ich noch diesen Heften beifügen, in denen ich Ereignisse erzählte, die mein Leben mit einer Spur gezeichnet haben, die nichts mehr auslöchen kann?

Im Winter 1814 habe ich in schmerzlicher Demütigung gesehen, wie die Oesterreicher durch unsere Gegend zogen, um über den Jura in Frankreich einzufallen und nach Lyon vorzustößen. Ich war damals jung verheiratet. Als ich, aus der Schmiede kommend und trotz der Umwege, die ich machte, um ihnen auszuweichen, ihre weißen Uniformen auf der Straße sah, da verspürte ich eine solche Bitterkeit, daß meine liebe Frau lange brauchte, um sie wieder zu zerstreuen. Mir schien es, die Anwesenheit fremder Armeen bei uns sei eine Schande für unser Land, das sie hatte eindringen lassen, ohne zu versuchen, sie aufzuhalten.

Aber diese Bitterkeit, diese Demütigung ließen mich besser begreifen, was unsere Pflicht war: Einiger sein unter Eidgenossen, stark genug sein, um uns geschätzt und geachtet zu machen. Wir sollen gewiß nicht den Krieg herbeiwünschen, denn er ist furchtbar mit all dem, was er nach sich zieht, mit den Grausamkeiten, dem vergossenen Blut, den zerstörten oder verstümmelten Leben; aber wir müssen ihm ins Gesicht zu sehen wissen, wenn er jemals unser Land bedrohen sollte, und wir müssen unsere Ehre über alles stellen. Das ist noch das beste Mittel, um unserm Vaterland jene dunklen Jahre zu ersparen, die nach 1798 kamen und während denen das Land geplündert, gebrandschatzt und mit den Füßen getreten war und den Armeen der benachbarten Länder zum Kriegsschauplatz dienen mußte.

Es gibt Leute, die sich aus der Religion eine Art Schild machen, hinter dem sie den Militärdienst ablehnen. Ich kann ihnen als alter Soldat sagen, daß ich meine Bibel so gut lese wie sie und daß ich darin und auch nicht vor meinem Gewissen keine Verdammung des Dienstes, den man der Heimat schuldig

ist, gefunden habe. Christus ist gekommen, um uns ein Geseh der Liebe zu bringen, das ist wahr, und wir sollten uns bemühen, ihm auf diesem Wege zu folgen. Aber niemals hat er die Feigheit als Tugend gepriesen, und Feigheit ist es, sein Leben lang alles mitzugeben, was ein Land an Vorteilen bieten kann, sich dann aber zu weigern, es zu verteidigen, wenn es bedroht ist. Den Militärdienst, wie er bei uns besteht, als eine Art Sünde zu betrachten, weil er uns lehrt, uns der Waffen zu bedienen, ist ebenso widersinnig, wie wenn man den Diebstahl abschaffen wollte durch Aufhebung der Polizei.

1815 widerhallte das Echo von Waterloo schmerzlich bis hieher und erweckte das Andenken an so viele brave Waffenbrüder, die dort unten gestorben sind für eine von Anfang an verlorene Sache.

Dann wurde Napoleon auf Sanct Helena verbannt, wo er nach sechs Jahren des Exils gestorben ist. Ich glaube, daß dieses wunderfame Leben noch zu nahe bei uns ist und daß uns noch zu viele Elemente fehlen, um mit einiger Unparteilichkeit den Mann und sein Werk beurteilen zu können. Wir haben gesehen, zu welchen Rückschlägen ihn sein entfesseltes Genie geführt hat und welches Unglück daraus für sein Land entsprungen ist; aber es wäre Undantbarkeit von unserer Seite, wenn wir, die wir unter seinen Fahnen gedient haben, ihm den Stein nachwerfen wollten, weil er unglücklich gewesen ist. Er hat uns kennen gelernt. Er hat uns genug geschätzt, um unsere Unabhängigkeit zu achten, und sein Genie hat die Regierungsform zu finden vermocht, die für uns paßte, während die inneren Zwistigkeiten uns zerrissen.

Wir, die Soldaten, haben alles mit unserm Blute bezahlt. Wir sind quitt. Aber etwas hat mir Freude gemacht, wie es auch meine einstigen Waffengefährten gerührt hätte, nämlich, daß sich ein guter Waadtländer gefunden hat unter den Getreuen, die den Kaiser begleitet haben, um ihm bis zum Ende beizustehen und ihm die Augen zuzudrücken. Was Noverraz tat, das tat er in unser aller Namen. Wir, die alten Soldaten, haben dies gefühlt.

Schluß folgt.

Beieli

D'Frühligsunne het se vüre grüest, die liebe, chlyne, blaue Beieli; het so lang ihri guldige Strahlen uf d'Arden abe geschickt, bis sie ihri Chöpfli vüre gstrekt u die blauen Flugli uftra hei un jeh Lüüchte sie us de grüene Blettli usen u schmöcke so fein u so starch, daß me se scho vo witem kennt un es eim wohl tuet bis i ds Härz.

Beieli sy gäng vo myne liebschte Blüemli gfi. Im Frühlig, we d'Blüemli ume vüre cho sy, de ha-n-i ou na myne Beieli usschou ghalte, ha se gsuecht u die schönschten a de versteckschten Orte funge u die, wo-n-i am längschte ha müesse sueche, die sy mer de gäng no die liebschte gfi! D'Liebi zu dem chlyne, blaue Blüemli isch mer scho als Chind i ds Härz gleit worde.

Wenn albe im Hustage d'Sunne so warm u guldig isch cho abeblynzen in üsti Gaf, un üs dr Frühlig gspienzlet het, de hei mer's üs nümme still gha z'Burdles, i dr liebe Batterstadt. De hei mer em Müetti oder em Litti ghääret u hättlet, bis mer d'Erlobnis hei gha für ga z'Blüemele, u we nes de so wit isch gfi, de sy mer gleitig mit üsne Chörbli, e Biß Brot un e Öpfu drinn, abzottlet, zur Stadt use am Beieliport zue. Das isch am ne hilben Ort ussehär em Totehof gläge, wo dr Wäg gäge Bärn zue geit, wo nes nächts gägem Maiemoos u witer links gägem Unterbärg u =Tal abschwächt. Dert a däm sunnige Port isch es de albe ganz blau gfi vo all dene liebe Blüemleni u jedes Jahr

sy mer häre g'gange u jedes Jahr sy sie gäng ume da gfi. Das Beieliport het feiechly e Rolle gspielt in üser Chinderzyt, es het im Frühlig gäng e grüüsligi Mziehigschraft gha u wil mer's lieb hei gha, hei mer's ou nie vergäffe.

U no jeke, wenn i blaiu Beieli gseh Lüüchte, mueß i zrugg danken a die schöni, glücklechi Zyt wo mer als Chind dr Frühlig duß vor der Stadt gsuecht un i de Chörbli heitreit hei. —

U no eis Beieliplägli ha-n-i kennt, wo mer äbe so vertrout un äbe so lieb isch gfi. Das isch neher zueche gfi. Oben am Schloßbärg isch es gläge, wo me wit i ds Land use het chönne luegen u d'Schneebärgen im schönschte Chranz het Lüüchte gseh. „Sündeli“ het's gheißer u ds Wägli, wo vom Schloß dert z'dür-ab führet „Sündewägli“. I ha lang nid chönne begryfe, warum das liebe, ärdeschöne ussichtsplägli so ne wüeschte Name mueß ha u das chlyne, versteckte, romantische u ganz mit Gstrüpp überwachsne Wägli isch mer gar lieb gfi u Beieli het's ou über-all gha. Es isch eigetlig e verbotene Wäg gfi. Dert düre het niemer dörren, aber em Gfängewärter sjs jüngschte Töchterli isch mys Fründineli gfi u drum ha-n-i da e chlyne Vorzug gha, wo-n-i de ou ghörig usgnüht ha, un i bi ou mängisch gwüß meh im Schloß oben als deheime gfi! I ha aber ou es niederschi Plägli un Eggeli kennt u gäng müßt wo die schönschte Blüemli z'finde sy. Aber am liebschte sy mer albe doch im „Sündeli“ gfi u hei vo höher Wart i ds Tal use gluegt.

U warum het es eigetlig so gheiße, Sündeli, Sündewägli? Es isch mit zruug z'fiehre gsi i die alte Schloßzyte, wo d'Lodesstraf no gherrschet het. Wenn alben e Verbrächer zum Tod verurteilt worden isch un ihm oben im Turm ds Armsünderglöggli uf em letzchte Gang glüte het, de isch me mit däm Todgweichte nid bim große Schloßtor use, sondern ds Stägli ab bim chline Türli use, wo i ds Sündeli föhrt, u vo dert isch me de dür ds Sünderwägli oder besser Armsünderwägli abe g'gange un uf

em nächschte Wäg zur Stadt use, am Galgebübeli, am Nichtplatz, zue. —

— Wie das wohl so amene fettige unglückliche Mönchs het müesse z'Mut sy, bsungers, we's de no öppe gar e strahlende Frühligstag mit Sunneglanz, Firnelicht u Veielidust isch gsi? — Das ha-n-i mängisch still für mi sälber müesse dänke, wenn i die blaue Schloßveieli hüschet ha. —

C. M. Tanner-Meschlimann.

Die vergessene Beschwerde

Salzmeier, Reisender bei der Radioapparate A.-G. in Z. muß jeden Monat auf vierzehn Tage in die Provinz fahren.

Als er einmal in Graubünden zu tun hatte, in einem sehr kleinen Flecken, wo weder die Eisenbahn fährt noch ein regelmäßiger Autobusverkehr die Verbindung mit der Stadt aufrechterhält, beschließt er nach stundenlangem Warten, zu Fuß in die nächstliegende Ortschaft zu gehen, um sich von dort mit dem Postomnibus nach Chur befördern zu lassen. Müde und hungrig kommt er am Postschalter an, löst sich eine Fahrkarte, und da bis zur Abfahrt des Omnibusses noch eine Stunde Zeit ist, geht er in den nahegelegenen Gasthof und bestellt ein ausgiebiges Nachtmahl.

Plötzlich ein lautes Hupeffignal. Salzmeier springt auf, stürzt ans Fenster, sauft zum Tisch zurück, ergreift seinen Mustertasche, wirft drei Franken auf den Tisch und verläßt schnurstracks das Lokal.

In diesem Augenblick fährt der Omnibus ab.

„Halt!“ schreit Salzmeier und läuft hinterher. „Ich fahre mit!“

Der Chauffeur schüttelt den Kopf.

„Bedaure — alles besetzt!“

„Was heißt das!“ Salzmeier prustet wie eine Lokomotive.

„Hier ist meine Fahrkarte — bitte, Sie Nummer sieben! Der Kerl, der auf meinem Platz sitzt, soll aussteigen!“

„Das gibt's nicht! Hier steigt ein, wer will, und zahlt im Wagen. Wer zuerst kommt, mahlt zuerst!“

Entrüstet stürmt Salzmeier an den Postschalter, um sich zu beschweren. Doch auch hier erhält er die Antwort, daß es immer so gehalten worden sei, und daß man ihm nicht helfen könne.

Salzmeier, empört, eine ganze Nacht in dem Nest bleiben zu müssen, entwirft eine Beschwerdeschrift und schiebt sie an den Bundesrat. Obgleich das Schreiben mit seiner genauen Anschrift unterzeichnet ist, erhält er keine Antwort, und er vergißt den ganzen Vorgang, bis er einmal in denselben Ort kommt.

Holla, sagt er sich, hier war es, wo ich trotz des Fahrscheins nicht mitgenommen wurde. Diesmal will ich praktisch sein!

Lange vor der Abfahrt sucht er sich den besten Platz aus und läßt sich darauf nieder. Der Wagen füllt sich. Es kommt ein Herr und findet keinen Platz mehr.

Aha, lacht Salzmeier schadenfroh vor sich hin, jetzt geht es dem wie mir beim erstenmal.

„Die Fahrtscheine bitte!“

Alles ist damit versehen, nur Salzmeier nicht.

„Bedaure, mein Herr, der Platz ist besetzt“, sagt der Fahrer verbindlich, „hier dieser Herr hat Nummer vier!“

„Erlauben Sie“, protestiert Salzmeier, „Sie sagten mir vor weniger Zeit, man zahle im Wagen, und wer zuerst kommt . . .“

„Ja, das war früher! Aber da hat sich ein dummer Kerl beschwert, und seitdem ist es anders!“

Und wieder einmal fuhr der Omnibus ohne Salzmeier nach Chur. —

B. F.

* * * gewöhnen sie sich das Rauchen ab

Groteske von B. F.

Ich saß mit einem befreundeten Professor bei Tisch. Der alte Herr betrachtete mich lange und schüttelte dann den Kopf.

„Sie sind ja ein schrecklicher Mensch! Sie rauchen eine Zigarette nach der andern! Dabei sehen Sie bereits wie ein Laubfrosch aus! Wieviel Zigaretten rauchen Sie eigentlich am Tag?“

„Zwanzig.“

„Entsetzlich! Sie Unglücks Mensch! So müssen Sie ja elend zugrunde gehen! Ich rate Ihnen: Gewöhnen Sie sich das Rauchen ab!“

„Tatsächlich. Das hätte mir auch selbst einleuchten müssen. Ich beschloß also, gleich am nächsten Tag mit der Entwöhnung zu beginnen. Mit einemmal würde es aber schwer gehen. Ich mußte es allmählich tun.“

„Allmählich? Ach was! Lieber so rasch als möglich!“

So hatte ich beim Frühstück gesprochen, wo ich sonst zwei Zigaretten zu rauchen pflegte. Jetzt rauchte ich fünf. Dabei zürnte ich auch dem Professor, daß er mir das Rauchen nicht schon früher verboten hatte, da doch jeder Mensch weiß, daß das Rauchen schädlich ist.

Ich hatte einmal gehört, daß man in den Konditoreien den Bediensteten das Raschen abgewöhnt, indem man ihnen anheimstellt, Kuchen und Torten nach Herzenslust zu essen. Die

Angestellten bekommen dann durch den übermäßigen Genuß einen solchen Ekel, daß sie jahrelang keine Süßigkeiten anrühren mögen.

Ungefähr so verhält es sich mit dem Rauchen.

Es ist mir gelungen, mein Tagesquantum auf fünfzig Zigaretten hinaufzuschrauben. Ich fühle mich dabei ganz ausgezeichnet.

Ich bin bei sechzig angelangt. Einen Ekel verspüre ich noch immer nicht. Meine Arbeitskraft, meine geistige Frische sind stärker als je zuvor.

Siebzig! Ich warte gar nicht erst ab, bis eine Zigarette vollkommen zu Ende geraucht ist. Ich zünde mir jede neue an der vorigen an. Kettenraucher!

Am Abend des siebten Tages hielt ich eben die fünfundsiebzigste Zigarette im Mund. Da setzte sich der Professor an meinen Tisch und fuhr mich barsch an:

„Nun? Rauchen Sie etwa gar noch immer zwanzig Zigaretten im Tag?“ Aufrichtig sagte ich: „Nein!“

Der Professor nahm die Hornbrille ab, pudelte sie, setzte sie wieder auf, starrte mich durchdringend an und sagte lächelnd:

„Da sehen Sie, Sie Bösewicht! Wenn Sie wüßten, wie unvergleichlich besser Sie bereits aussehen!“ —